opfert werden, Vaterland, Provinz, Gemeinwohl müßten, wie man sagt, über den Partei- und Einzelinteressen stehen.

Aber in alledem ist vom Willen Gottes keine Rede. Die Gesetzestafeln von Sinai, die im Namen dessen, der gesagt hat, „ich bin der Herr dein Gott“, Gerechtigkeit und Liebe fordern, sind zerbrochen, die ewigen Sterne sind, wenn nicht ausgelöscht, doch verdunkelt.

Man spricht noch wohl von Gerechtigkeit und Liebe, aber es sind für Viele leere Begriffe, vielfach nur Kulissen und Dekoration, um den großen Menschenhaufen zu täuschen. Recht hat der, der redet, Liebe hat der Selbstsucht und dem Eigennutz weichen müssen.

Man glaubt nicht mehr an die Macht höherer Ideen, treibt Realpolitik, d. h. sucht seine Interessen durchzusetzen durch äußere Macht. Die Welt lebt vom Schein und der Schein trügt und betrügt, darum betrügen sich die Menschen so vielfach, der eine den anderen.

Da liegt der tiefere Grund von allem unserem Elend. Fände unser Volk den Weg zum Glauben wieder, trüge es in sich die feste Ueberzeugung von der Existenz eines persönlichen Gottes, von einem Weiterleben nach dem Tode, von einer von Gott abgeleiteten und in ihm gegründeten Gerechtigkeit und Liebe, von seiner Macht und Güte, von ihm, als dem gewaltigen Richter, dem jeder Rechenschaft geben muß, von Erlösung und ewiger Glückseligkeit, wäre der Glaube an all dieses in unserer Seele so fest wie der Fels im Meer, wäre er das Licht, das uns leuchtet, dann wäre unser ganzes Leben von einem unauslöschlichen Lichtglanz der Hoffnung durchflutet, eine unversiegbare Quelle froher Zuversicht wäre uns erschlossen und die Menschheit kehrte zu Glück und Frieden zurück. Religion in Glauben und Leben ist die wichtigste Forderung der Zeit. „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben“, hat ein Kaiser gesagt, aber er hätte hinzufügen müssen, „auch denen, die die Völker regieren.“

Verena, des Köhlers Töchterlein.

I.

Unsere Erzählung spielt in einem der hochgelegenen Täler des Taunus, unweit der alten Ruine Falkenstein.

Das Dörfchen, wenn man die hier und dort zerstreuten Hütten mit diesem Namen bezeichnen will, ist kaum in der nächsten Umgegend bekannt; so gering erscheint es selbst in den Augen derjenigen, die noch zuweilen an ihm vorüberwandeln. Von wenig bebautem Felde umgeben, liegt es unbeachtet mitten in der stillen Waldeseinsamkeit.

Köhler und Holzhauer haben an dieser Stätte ihre ärmlichen Wohnsitze aufgeschlagen. Wenn Eis und Schnee auf den Bergen schmilzt und die ersten Blumen den nahen Frühling verkünden, verlassen sie das Fleckchen Heimat und ziehen mit Weib und Kind in die Wälder, um ihrem anstrengenden und doch so schönen Geschäfte nachzugehen.

Es ist etwas Seltsames um dies stete Leben und Streben in einsamer Waldgegend. Wenn ein sanfter Windhauch aus den blätterreichen Kronen der mosigen Stämme redet, oder wenn die Wolken mit unaufhaltsamer Eile in bunten Gestalten am Himmel dahinsegeln, wenn der Donner mit tausendfachem Echo durch die Täler und Klüfte rollt, der Blitzstrahl durch das grüne Laubwerk zittert und die altersgrauen Eichen wie Flußrohr knickt — dann spricht diese tiefe Ruhe oder die geheimnisvolle Größe der aufgeregten Natur wunderbare Laute zu der Seele des Menschen, daß etwas in sie übergeht von dem stillen Ernste und der Erhabenheit, in der sie sich entfaltete.

So war es auch der Seele Verenas, des Köhlers Töchterlein, ergangen, von der diese Blätter erzählen sollen.

Der Februar des Jahres 183* nahte seinem Ende und doch herrschte in dem Gebirge noch die volle Kraft des Winters. Die Bäume waren mit einer Schneekrone geschmückt, und lange Eiszapfen senkten sich von den Aesten nieder wie Spitzen eines Kronleuchters. Um die Felsen und Bergkuppen hing ein luftiger grauer Nebelgürtel, den die Strahlen der Sonne nicht zu durchbrechen wagten. Alle Schluchten und Tiefen waren mit Schnee ausgefüllt, die Wege verweht und der Steg verschwunden, welcher zu dem Köhlerdorfe führte.

lichen Gruß, der ihnen zum Troste geboten wurde. Draußen, in einiger Entfernung von den übrigen Holzhäusern, stand die Wohnung des Köhler-Hans. Ein Gärtchen lag vor derselben, das aber jetzt ganz mit Schnee bedeckt war. Auch um die Aeste der Obstbäume hatte sich der Schnee geballt und war fest gefroren, daß sie wie Kristall schimmerten.

Die Fenster der Wohnung standen weit offen und gestatteten der kalten Luft freien Einzug. Verena eilte dem Vater voraus, nahm den Hausschlüssel, der über dem Türgesimse versteckt lag, und schloß auf. Dann legte sie das schwarze Halstuch ab und trug es in ihre Kammer. Als sie zurückkehrte, zündete sie das Feuer in der Stube an. Noch immer sprach sie kein Wort, denn unablässig rannen die Tränen von ihren Wangen. Es sah auch so einsam und traurig in der Stube aus; noch standen die Stühle da, auf denen der Sarg der Mutter geruht hatte, daneben ein Tisch mit dem Kreuze und einem Weihwasserbecken. Schnell räumte das Mädchen ab, um die trübe Erinnerung aus den Augen ihres Vaters zu entfernen, schloß die Fenster, und bald flackerte ein munteres Feuer in dem Kamine. Es war, als sei sie plötzlich um mehrere Jahre älter geworden, so rüstig arbeitete sie.

Währenddessen saß der Vater schweigend in einer Ecke des Zimmers und schaute trotzig in die Glut. Er hatte in der Tat viel verloren, und doch war es gut für ihn, daß alles so gekommen. Achtzehn Jahre hatte er mit seiner Gattin verlebt, und sie war ihm von dem ersten Augenblicke an, da er sie kennen gelernt, ein schützender Engel gewesen. Damals galt sie für die ehrbarste Jungfrau der Gegend, denn sie war fromm und rein wie das klare Blau ihrer Augen, aus denen die ganze Seele strahlte. Als der Köhler um ihre Hand anhielt, gab sie ihm diese gern, obgleich sie wußte, daß er von rauher und fast wilder Gemütsart sei. Sie hoffte, das würde anders werden, weil er sie wahrhaft liebte. Und wirklich — bevor noch Hans die Else zum Brautaltare führte, war er bereits ganz umgewandelt. Es schien, als ob die Milde der Braut sich seinem Herzen mitgeteilt und dort die eisige Schale hinweggeschmolzen habe, welche um dasselbe lag.

Hans hing mit inniger Liebe an seinem Weibe, und weit und breit fand man keinen tätigeren Mann und keinen, der so getreu seine Pflichten gegen Gott erfüllte. Dennoch kam diese Tatkraft und dieser Eifer nicht so recht aus dem tiefinnersten Grunde seiner Seele. Er bezähmte sich, um sein Weib nicht zu betrüben; denn sie war ihm das Heiligste auf Erden.

Elsa fühlte dieses, und es tat ihr weh. Oft redete sie ihrem Gatten deshalb zu; aber er wollte sie nicht anhören. Erst wenige Wochen vor ihrem Tode hatte sie einmal zu ihm gesprochen: „Schließe dich mehr an Gott an; er kann mich hinwegnehmen, und dann stehst du allein und verlassen, und wer weiß, was dann geschieht!“

Da entgegnete er: „Das kann und darf Gott nicht tun; es wäre grausam, weil ich dich also liebe.“

Und Gott tut es dennoch und zwar oft plötzlich. Seit acht Tagen lag Else auf dem Krankenbette; sie fühlte den Tod kommen und sah, in welcher Verzweiflung sich ihr Mann befand. Da rief sie Verena zu sich, ihr einziges Kind — denn zwei Knaben waren schon lange gestorben — und sagte zu ihr mit schluchzender Stimme:

„Verena! Höre mein letztes Wort. Wirst du eine Bitte deiner sterbenden Mutter erfüllen?“

Statt aller Antwort umschlang das Mädchen weinend die kranke Mutter und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Dann fuhr Else fort: „Der Vater sieht, daß ich sterben muß; er wollte es früher nicht glauben. Aber Gottes Wille geschieht und geschehe. — O, ich fürchte für ihn. Willst du bei ihm ausharren und ihm liebend zur Seite stehen, wie ich getan habe? Du wirst Schweres erdulden müssen, aber wirst du dieses auf dich nehmen? Sprich, Verena, mein einziges, geliebtes Kind!“

Und Verena nahm das Vermächtnis der Mutter an. Sie war zwar fast noch ein Kind, aber in diesem Augenblicke wurde sie zur tatkräftigen Jungfrau, und hier am Sterbebette begegneten sich Tod und Leben, und aus dem Tode blühte ein neues, segensprossendes Leben hervor.

Else starb, und der Schmerz des Vaters kannte keine Grenzen, wie sie als kalte Leiche dalag. Er war der Verzweiflung nahe und murrte gegen Gottes heilige Wege. Aber was half es ihm? Das geliebte Weib blieb tot, und die Hoffnung, welche ihn einzig trösten konnte, besaß er nicht. So stumm und weinend saß er auch jetzt nach dem Begräbnisgange in dem Zimmer, wo einst die Gattin so segensreich gewirkt hatte. Er achtete nicht darauf, daß sein treues Kind die Stelle der seligen Mutter einnahm.

Verena hatte unterdessen in der Stube aufgeräumt. Nun ging sie zu dem Vater hin, umschlang seinen Hals und weinte, daß die Tränen auf die schwielige Hand des Mannes niederflossen. Er ließ alles ruhig geschehen und sagte nichts. Da endlich überwand das Kind den eigenen Schmerz: „Vater“, sagte sie, „blickt nicht so finster; die Mutter ist glücklich.“

„Und wir verlassen und unglückselig, ganz unglückselig,“ entgegnete er mit dem Ausdruck furchtbaren Schmerzes.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von D. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Köln.

Nr. 20. Sonntag, 17. Mai. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 17. Mai: Bruno.
Montag, den 18. Mai: Erich.
Dienstag, den 19. Mai: Petrus Cöl.
Mittwoch, den 20. Mai: Bernardin.
Donnerstag, den 21. Mai: Christi Himmelf.
Freitag, den 22. Mai: Julia.
Samstag, den 23. Mai: Desiderius.

Sonntagslesung.

Noch acht Tage, dann ist die österliche Zeit zu Ende, die Zeit, in der die Kirche die Einladung an alle ihre Gläubigen ergehen läßt, zum himmlischen Gastmahle zu kommen. Alle möchte der göttliche Heiland gerne als Gäste an seinem Tische sehen. Und viele sind gekommen. Von allen Seiten strömten sie hinzu, reich und arm, alt und jung. Alle Stände knieten nebeneinander, gleich vor dem Herrn, Gäste desselben heiligen Mahles. Es gab keinen Unterschied des Ranges und der Stellung, es gab keine Ehren- und keine niedern untergeordneten Plätze. Alle waren willkommen und wurden mit gleicher Liebe empfangen. So bot die Kirche in der Osterzeit ein herrliches erhebendes Schauspiel. Doch der heutige vorletzte Sonntag der österlichen Zeit gibt auch zu traurigen Gedanken Anlaß. Es fehlen noch so viele von den Geladenen. Wie traurig, wenn sie auch noch die elfte Stunde vorüberziehen ließen, ohne dem Rufe zu folgen. Wollen sie denn ganz das Band der Liebe zerreißen, womit der göttliche Heiland sie an sich und seine heilige Kirche fesseln will. Wir können es nicht glauben. Es wäre ja ein Attentat gegen eine Einladung, an deren bewußte Zurückweisung der göttliche Heiland den Ausschluß vom himmlischen Hochzeitsmahle geknüpft. Christliche Brüder, bedenkt es, es ist die letzte Stunde!

Heiligung der täglichen Werke.

XX.

Die Besuchung.

Wir sprachen das letzte Mal „vom öftern Besuch des allerheiligsten Altarssakramentes.“ Wir kommen heute auf diese Uebung wegen ihrer Schönheit noch einmal zurück.

Eine Viertel- oder halbe Stunde in der Kirche zuzubringen, um den göttlichen Heiland im hl. Sakramente zu verehren und anzubeten, nennt man Besuchung. Es drückt das Wort „Besuchung“ eine Tiefe des Glaubens und der Liebe aus, die lange Beschreibungen nicht so trefflich schildern können.

Besuchung bezeichnet gleich den einfachen, herzlichen, praktischen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im hl. Sakramente, nicht eine vage, unbestimmte Meinung, nicht eine ungewisse Hoffnung, daß man hier in dem geweihten Raume Gott dem Allgegenwärtigen näher sei, sondern die feste Ueberzeugung, daß ebenso sicher, wie ein König in seinem Palaste wohnt und dort persönlich von denjenigen angetroffen werden kann, denen es gestattet ist, den Palast zu betreten — oder besser, daß eben so sicher, wie er einst in einem Stalle wohnte und diesen zu seinem ersten Palaste auf Erden machte und wie er dort besucht wurde von Königen aus fernen Landen — daß ebenso sicher, wie er weilte in den Häusern seiner Freunde und dort besucht wurde von Nikodemus, welcher Belehrung, und von Magdalena, die Vergebung suchte; daß er eben so sicher jetzt unter uns wohnt, so daß wir in ähnlicher Weise zu ihm gehen und in unsern Bedürfnissen zu ihm unsere Zuflucht nehmen können.

Nur der lebendigste Glaube an das Geheimnis des hl. Altarssakramentes konnte diese Sitte einführen und erhalten und so ist die fleißige Uebung dieser Besuchung eben auch ein Zeichen eines innigen Glaubens.

Die Bezeichnung „Besuchung“ ist aber auch zu gleicher Zeit das Erzeugnis und der Ausdruck der Liebe. Der Ausdruck „Besuchung“ drückt eine gewisse „Intimität“, wenn man so sagen darf, mit dem aus, auf welchen er angewendet wird. — Gute Freunde, nahe Verwandte, Nachbarn besuchen sich. Sobald die Intimität aufhört, werden die Besuche „Anstands“besuche, „Antritts“besuche, „Abschieds“besuche, „Aufwartungs“besuche, Besuche bei besonderen Gelegenheiten, mit denen dann die Verbindung wieder aufgegeben ist.

Die Liebe aber macht Besuche, wann sie will. Liebe Besuche sind immer willkommen, sie brauchen sich nicht an die Stunde von 11—12 oder 5—7 zu binden. Man darf auch länger als zehn Minuten bleiben. Man darf im Hauskleid kommen und Frack und weiße Weste im Schrank lassen. So ist es auch mit den Besuchungen des heiligsten Sakramentes. Zu jeder Stunde des Tages, kurz oder lang, ohne Hut und Mantel, ohne Handschuhe, selbst das Körbchen, mit dem man zum Markt geht, am Arm, darf man ohne Scheu diesen Besuch machen und immer ist man willkommen an diesem Gnadenthron unseres Heilandes.

Der Ausdruck „Besuchung“ führt uns über die dunklen Regionen der Furcht hinauf in die der glühenden Liebe. Er erhebt uns über die furchtsam demütige Haltung der Kinder Israels am Fuße des Berges Sinai, wir sehen den Herrn, wie die Jünger ihn geheimnisvoll am Ufer des Meeres wandeln sahen, wo er freundschaftlich zu ihnen sprach: „Fürchtet euch nicht, ich bin es“, und wo er mit ihnen redete, wie Freunde zusammen reden: „Kindlein, habt ihr etwas zu essen?“

Ja, im Kämmerlein beten, ist ohne Zweifel gut; der stille Betort zu Hause mit den kleinen Zeichen liebender Frömmigkeit, die ringsum hängen — ist sehr erquickend zur Andacht geeignet. Aber die großen und hochherzigen Gedanken des katholischen Heroismus sagt Kardinal Wisemann so schön, „werden gedacht oder vielmehr eingegeben am Altare, wo das anbetungswürdige Sakrament thront. Dort entfagt in stillem Gebete die vornehme Dame im Herzen der Welt und ihren Eitelkeiten und gelobt Treue dem Bräutigam ihres reinen Herzens; dort sinnt der Priester in ruhiger und süßer Betrachtung nach, wie schön es wäre, den Heiden das Evangelium zu verkünden in fernen Ländern und hier entschließt er sich, gleich vielen anderen, treuen Missionären, sich die Marterkrone zu verdienen. Dort holt die bekümmerte Mutter sich Trost und die verlassene Witwe, und der geplagte Mann und Vater Kraft, das Kreuz seiner Arbeit und Mühseligkeiten mutig und gottergeben weiter zu tragen. Dort wird das Herz befreit von seiner täglichen Last, von Sünde und Schmerz, von Angst und Betrübnis und empfängt eine Erquickung, die sonst nirgends zu finden ist. Dort werden Opfer leicht, welche an jedem anderen Orte schwer sein würden; und der Katholik lernt bald die Worte verstehen und aussprechen, welche hier am Altare die schönste Anwendung finden: „Der Sperling findet sein Haus und die Turteltaube ihr Nest .... Dein Altäre, Herr der Heerscharen, mein König und mein Gott.“

Das ist die schöne Bedeutung der Besuchung, wie jeder Einzelne sie machen kann für sich, zu jeder Zeit, an jedem Tage. Sie hört ohne jede Frage in die sogenannte „Eucharistische Bewe-

gung." Schade ist nur, daß sie gerade in der Zeit so vielfach den frommen Gläubigen nicht mehr leicht oder gar möglich gemacht wird, weil vielfach über Tags die Kirchen geschlossen sind. Ob nicht, wenn man dieses Geschlossenhalten der Kirchen der vielfachen Spitzbubereien wegen für nötig hält, nicht unten im Turm an einen Gitterabschluß denken könnte? Im Interesse der Förderung der Verehrung des allerheiligsten Sakramentes wäre eine solche Anlage sicher zu begrüßen und nicht leicht zu teuer bezahlt.

Religiöses Dilettantentum.

Goethe sagt einmal: „Die Welt tut nichts als schwatzen." Wenn das zu seiner Zeit galt, wie viel mehr in der unsrigen. Das viele Lesen der Zeitungen, der Romane, das oberflächliche Gerede über Tagesfragen bringt eine Halbbildung zustande, die oft ohne tiefere Erkenntnis rein über alles zu reden weiß. Vielleicht rückt man dadurch in die Reihe von Leuten, von deren einem Gellert sagt: „Einer von den feinen Leuten, die ihr Beruf zu Neuigkeiten, nie denken, aber ewig schwatzen heißt."

Und diese Schwatzhaftigkeit herrscht auf allen Gebieten, zunächst ja in der Politik, wo doch jeder mitsprechen will.

Wie soll das auch anders sein? Die Zeitungen leben doch von der Hand in den Mund, sie müssen zu jeder Tagesfrage sofort Stellung nehmen. Ehe eine Sache überhaupt reif ist, fallen sie schon darüber her. Daß durch diesen Zeitungsblätterwald viele unreife Früchte auf die Erde fallen, die von den Lesern gleich verzehrt werden, ist begreiflich. Und was dann heraus kommt, für den Leser selbst, also für die, denen man solches Wissen gleich zum besten gibt, weiß man, selten klare Begriffe.

Es ist in dieser Beziehung ein wahres Wort von Bismarck, dem Politiker par excellence: „Es sei ein gefährlicher, aber heute weit verbreiteter Irrtum, daß in der Politik dasjenige, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive unmittelbare Einsicht offenbar wird." Aber nicht bloß in der Politik, auch auf anderen Gebieten ist es so, selbst auf dem religiösen.

Was wird heute, zumal der Jugend nicht alles in dieser Beziehung geboten! Jeden Augenblick hört man von gelehrten Vorträgen über religiöse Fragen. Und wenn man manchmal auf den Einladungszetteln das angegebene Thema liest, dann greift man sich wohl an den Kopf und sagt sich, was mag das geben? Und dann sieht man, und das nicht an letzter Stelle, die junge Damenwelt dahinrennen und ein bis zwei Stunden einen Vortrag anhören, von dem sie nun wirklich kaum etwas versteht, weil ihnen die positive Grundlage fehlt.

Erst recht schlimm ist's, wenn der Redner selbst noch meint, er müsse möglichst geistreich sprechen und die Geistreichigkeit darin sieht, hoch über die Köpfe hinwegzureden. Begreift man denn nicht, daß man über religiöse Fragen selbst vor wirklich gebildeten Herren, die doch abends 8 Uhr müde von der Tages Arbeit, den Kopf nicht mehr anstrengen wollen, nicht einfach genug sprechen kann?

Wir sollten doch offen sein und bescheiden eingestehen, wie gering heutzutage selbst unter den Damen, die in Pensionaten und Lyzeen gewesen, und selbst unter Akademikern, die Kenntnis der Fundamente der Religion ist. Was mag man da wohl, wo es am Katechismus fehlt, von Vorträgen über Kant, über Thomismus, Phänomenologie und Keyserling, über Tagora und dergleichen haben? Selbst der gebildete Theologe, wenn er nicht die Philosophie zu seinem Fachstudium gemacht, kennt sich nicht leicht in all den Problemen aus.

Und oft kommt uns sogar der Gedanke — es tut vielleicht, weil wir alt sind — selbst die jungen Theologiestudierenden seien zu warnen, sich zu viel um all diese Dinge zu kümmern, von neuerungssüchtigem Geist sich nicht anstecken lassen und ihr Schifflein nicht in ein Fahrwasser hineinzulenken, von dem sie nicht wissen, ob es, weil die Planken zu dünn und der Tiefgang zu gering, an vielleicht ungeahnten Klippen und Riffen scheitern kann.

Wir haben manche Freunde unter den Jesuiten, auch gelehrte Professoren. Was ist das eine Freude für uns, wenn wir bei einem Besuche dieser Herren immer gewahren, wie der Gang ihrer Studien ihnen eine so gründliche Kenntnis in Philosophie und Theologie vermittelt hat, wie sie das ganze religiöse Gebiet beherrschen und zwar gründlich. Da stellt man an sie kaum eine Frage, auch eine, die in die Tiefe geht, ohne daß man eine klar gut fundierte Antwort bekommt.

In dieser Unterrichtsmethode ist alles Verschwommene verpönt. Klare Begriffe und gründliche Kenntnis der Religion und ihrer Beziehung zum täglichen Leben und der religiösen Beeinflussung desselben ist ihnen ganz geläufig.

Dieses gründliche Studium und Wissen gibt den Patres auch in der Regel ein ruhiges Urteil in allen neu auftauchenden religiösen Fragen und philosophischen Bestrebungen. Kein Gebiet lassen sie unbebaut, aber der weite Blick, den sie haben, schützt sie vor Einseitigkeit und Uebertreibung. Sie reiten, wie man zu sagen pflegt, auf keinem Spezialgebiete ihr Rößlein zu Tode und sind zu vernünftig, in einem einzelnen religiösen Mittel das alleinige Heilmittel für alle Schäden und die weithin flatternde Fahne zu sehen, die den schnellen Siegeszug der religiösen Wiederbelebung und Erhebung verkündet.

Man will gewiß nicht so töricht sein, neuen Bestrebungen zur Hebung des religiösen Lebens die Berechtigung abzusprechen. Nur muß man nicht hochmütig meinen, alles Alte sei überholt. O nein, von dem Alten ist vieles gut, und weil es durch eine Generationen sich hinziehende Gewohnheit den Gläubigen durch Uebung wert geworden ist, möge man sich wohl hüten, an die Stelle dieses Alten ohne Weiteres etwas Neues zu setzen, das die Probe noch nicht bestanden hat. Da kann oft das Bessere der Feind des Guten sein.

Im Uebrigen gelten auch heute noch die Worte Thomas von Kempen, die im ersten Kapitel seiner Nachfolge Christi stehen: „Was nützt es dir, über die Dreieinigkeit hochgelehrt streiten zu können, wenn du die Demut nicht hast, ohne die du der Dreieinigkeit nie gefallen kannst. Hohe Worte machen den Menschen nicht heilig und gerecht; ein Leben voll Tugend, das macht uns bei Gott angenehm. Es ist mir ungleich lieber, Reue und Leid im zerschlagenen Herzen zu empfinden, als aus dem Kopfe eine schulgerechte Erklärung davon geben zu können. Hättest du die ganze Bibel und die Sprüche aller Weisen im Gedächtnisse, hättest aber dabei die Liebe Gottes — seine Gnade nicht im Herzen: wozu hülfe dir alles jenes ohne dieses einzige?"

Die Nachtigall.

Auf dem Friedhof Melaten traf ich in den ersten Tagen des Monates Mai einen befreundeten Herrn. Er hatte sein 6jähriges Söhnchen an der Hand. Der Kleine kannte mich und nachdem er mir freundlich sein Händchen gereicht, fragte er sogleich: „Wo wohnt denn die Nachtigall?" „Wo sie wohnt", antwortete ich, „kann ich dir nicht sagen, lieber Franz, ich glaube, sie hat ihr Nestchen noch nicht fertig und in welchen Strauch sie es versteckt, habe ich noch nicht entdeckt. „Aber sag' mal," fuhr ich fort, „hast du auch schon eine Nachtigall gesehen?" „Nein, noch nicht," antwortete er und guckte mich mit großen verlangenden Augen an. Er gab mir denn das andere Händchen und so schritten wir einher, sprachen über dies und jenes und suchten die Nachtigall. Da auf einmal zur Linken in der Höhe eine helles Schmettern. „Die Nachtigall," rief der Kleine begeistert aus, da sitzt sie und er zeigte auf ein fahlbraunes Vöglein, das mit weit geöffnetem Schnabel, hochaufgerichtet aus zitternder Brust seinen Gesang ertönen ließ. Wären mit dem kleinen Franz auch die Leser an unserer Seite gewesen, sie wären gewiß mit uns stehen geblieben und einige von ihnen hätten wohl mit dem kleinen Franz gebeten: „Erzähle mir etwas von der Nachtigall."

Viele Vögel sind schöner an Farbe als die Nachtigall. Wohl zeigt sie eine edle anmutige Haltung, ein großes, feuriges Auge und ein zutrauliches, munteres Wesen. Gleichwohl würde man sicher an ihr achtlos vorübergehen, wie an dem grauen Sperling, wenn ihr wunderbarer Gesang nicht wäre. So aber ist sie durch ihn die Königin unter den befiederten Sängern. Die ganze Wonne des erwachenden Frühlings schwebt wie verkörpert auf den reinen Tonwellen ihrer Lieder. Ihr Jubel entzückt die Menschenbrust, wie der junge Tag im Frührotglanze; und wenn sie klagt in ihren langen Tönen, dann ist es, als sähe man in eine verglimmende Abendsonnenglut und als hauche sie in die Seele eine tiefe Melancholie. Seelenvoll und hinreißend erobert sie alle Herzen mit dem Reichtum ihrer Wundertöne, so daß kein Vogel der Welt mit ihr zu vergleichen ist. Ist es doch, als hätten alle anderen Vögel vom Gesange der Nachtigall Ton und Lied erborgt. Majestät und Würde, Anmut, Zartheit und Eleganz, Fülle und Stärke des Klanges, ergreifende Rührung und jubelnde Freude, das alles ist im Schlage der Nachtigall vereinigt. Seine Wirkung auf das menschliche Gemüt ist unwiderstehlich. Es löst alle Stimmungen aus, die in dem Augenblicke das Herz bewegen.

Dem Brautpaar singt sie vom kommenden Glück, sie klagt mit der Mutter am Grabe ihres Kindes, dem Verwaisten singt sie Trostesweisen und dem, der sich verlassen fühlt und mit unbefriedigter Sehnsucht nach einem verscherzten oder untergesunkenen Glück sich sehnt, dem lockt ihr melancholischer Gesang die das Herz erleichternden Tränen in die Augen. Begreiflich darum, daß die Nachtigall eine große Rolle spielt im Reiche der Poesie. Kein lyrischer Dichter kann an ihr vorüber gehen, ohne der Sängerin seinen Gruß zu weihen:

Siehst du des Buchwalds junges Grün
Und drunter gelb die Weiden blüh'n?
Hörst du den tiefen, sehnsuchtsvollen Schlag?
Das ist der erste Nachtigallentag.

Wie schön aber der Nachtigall Gesang überhaupt ist, am herrlichsten ist ihr Nachtgesang. Im Mai, wo die versüngte Natur mit kräftigen Zügen Wonne atmet, wo alles dem Himmel zustrebt, und auch das Menschenherz mit hineingezogen wird in das Ringen nach neuem Leben, neuer Freude und Seligkeit, im Mai, wenn in stiller duftender Nacht der Mond sein Silber über Bäume und Sträucher hinstreut, da erst entwickelt die Nachtigall ihr Lied in seinem ganzen Umfange und seiner zauberischen Wirkung.

Wie oft habe ich früher auf dem Friedhofe am offenen Fenster gelauscht auf ihren herrlichen Schlag. Alles so still und friedlich bei den Toten, dunkel stehen die Bäume und ihre jungen Blättchen, in der Windstille unbeweglich, kommen sie einem vor wie kleine Oehrchen, die lauschen und horchen. Und wie sollten sie auch nicht! Es ist, als ob gerade diese Nächte der Nachtigall neue Empfindungen einhauchten, denn neue, am Tage nie gehörte Formen bildet immerfort ihre ringende Kehle. In Worten ihre Töne ausdrücken zu wollen, wäre ein ohnmächtiger Versuch. Aber wir haben auch Verständnis gerade für diesen Nachtgesang. Als wir früher noch auf dem Kölner Friedhof wohnten, ist uns dieses Verständnis an mehr als einem Spätabend aufgeschlossen worden.

Das liebe Vöglein hat über Tag so viel Leid und Tränen gesehen, so viel Schluchzen und Weinen gehört, daß es nun, wo alle weggegangen und das Friedhofstor geschlossen worden, in seiner Weise die Totenklage anstimmen will.

Da haben wir oft gedacht, könnten doch die sie hören, die übertags in schwarzen Kleidern über die Friedhofswege und zu den Gräbern schritten, wo liebe Tote lagen. Wie würde, wenn diese Bedrückten dem Gesange der Nachtigall in solchen Mainächten lauschen könnten, diese Klage den Müttern ins Herz dringen, die hier ihre Kindlein liegen haben, und den Kindern, die hier Vater und Mutter begruben. Aber nicht wahr, sie haben doch das Vöglein, den treuen Wächter und Klagesänger ihrer Toten gern, und wenn in dieser Zeit Kinder sie auf den Friedhof begleiten, so groß und noch größer wie der brave sechsjährige Franz, der heute zum ersten Mal die Nachtigall gesehen, so werden sie denen einprägen, doch nie einem solchen Vöglein die Eierchen wegzunehmen, oder, wie nur freche Buben es tun, sein Nestchen zu zerstören.

Die Wallfahrt zu den sieben Kirchen Roms.

II.

Die Gräber der hl. Apostel und die Stätten der hl. Martyrer zu besuchen, war bereits zur Zeit der Verfolgungen und namentlich seit Konstantin dem Großen, ein beliebter und allgemeiner Gebrauch der Christen. Der Besuch der sieben Kirchen wird schon im 7. Jahrhundert erwähnt. Einen besonderen Aufschwung erhielt jedoch diese Uebung im 16. Jahrhundert. Durch mehrere berühmte Heilige, wie durch den Kardinal Karl Borromäus, den hl. Josef von Calasanz, vorzüglich aber durch den hl. Philippus Neri, welcher derselben eine bestimmte Gestalt und Weihe gab und sie wiederholt öffentlich beging im Geleite von mehr denn tausend Teilnehmern. Nicht selten schritten Kardinäle und Päpste an der Spitze derartiger Bittprozessionen. Der hl. Papst Pius V. versuchte, schon sterbenskrank, noch einmal die fromme Fahrt, gelangte aber bloß bis zur Laterankirche und starb einige Tage darauf, den 21. April 1572. Der Gebrauch erhielt sich seit dieser Zeit stets in Uebung und Pius IX. bestätigte denselben und zeichnete ihn nebst den Ablässen, die jeder einzelnen Kirche eigen sind, noch durch einen vollkommenen Ablaß aus.

Es haben sich nun, so führt P. Meschler an genannter Stelle in den Laacher Stimmen aus, im Laufe der Zeit zwei Arten, diese Kirchen zu besuchen, ausgebildet.

Die erste Weise stammt von dem Augustiner Onophrius Panvinius. Dieser gelehrte Altertumsforscher und Geschichtsschreiber führt den andächtigen Pilger unterrichtend, belehrend, erbauend und ergötzend zu den verschiedenen Heiligtümern, auch zu solchen, die am Wege der sieben Kirchen liegen. Er beschreibt die Kirchen, berichtet geschichtliche Tatsachen, deren Schauplatz sie waren, zählt die Altäre und Reliquien auf und leitet den Pilger bei den verschiedenen Gedächtnisstätten zu anmutenden Gebeten zur Ehre der Heiligen, zur Erlangung der Tugend und zur Befreiung von Sünden und Uebeln an. Die Gebete sind zusammengesetzt aus kirchlichen Antiphonen und gottesdienstlichen Formeln. Die Andacht ist voll Salbung und Poesie. In einigen Gebeten atmet die ganze Anmut, Lieblichkeit und Begeisterung der frommen alten Zeit.

Die Urheber der zweiten Weise, die sieben Kirchen zu besuchen, ist der hl. Philippus Neri. Seine Anleitung ist kürzer und volkstümlicher, mehr geschöpft aus bekannten und geläufigen Gebetsformeln und Gesängen in lateinischer Sprache. Die Gebetsanleitungen selbst werden unterbrochen durch die Betrachtungen der verschiedenen Wege und Blutvergießungen des Herrn während seines bitteren Leidens. Sehr stark sind in denselben die Zwecke der Kirchenfahrt betont und herausgehoben. Buße, Erlaß der Sünden und Strafen, Dank für die erhaltenen Wohltaten, Fürbitte für alle Stände der Kirche, Bekehrung der Irr- und Ungläubigen und Hilfe für die armen Seelen.

In alten guten Tagen wurden diese Kirchenfahrten öffentlich, gemeinsam, bruderschaft- und prozessionsweise begangen mit Voraustragen des Kreuzes, in der Tracht der zuständigen Bruderschaft, unter Ablesen und Absingen geistlicher Lieder. Ein Brudermeister überwachte und ordnete den Zug. Derselbe ging morgens von einer Kirche aus und endete abends in einer anderen Kirche mit dem Te Deum. Den Reihen der Kirchenwallfahrer folgte, wie bei uns der Kevelaerprozession, ein Wagen für ermüdete, erschöpfte Pilger. Mittags wurde in einem schattigen Wäldchen oder in der kühlen Halle eines Heiligtums zur Einnahme eines gemeinschaftlichen, einfachen Mahles, das unter Anhörung einer geistlichen Lesung genossen wurde, Halt gemacht. Nach einer Ruhepause wurde dann der Rest des Weges zurückgelegt. Die andächtige Pilgerschar, die in geordneten Reihen in der farbigen Tracht der Bruderschaft, bald still betend, bald Psalmen singend jetzt durch die stillen Wege der Weinberge und Gärten der Campagna, jetzt im Schatten der altersgrauen Türme und Mauern der ewigen Stadt, dann wieder unter den Bogen der forteilenden alten Wasserleitungen und durch die einsamen Märtyrerkirchen der Stadt dahinzog, war ein erbauendes und rührendes Schauspiel und erinnerte lebhaft an die Kirche, die durch die Jahrhunderte der Weltzeit den Weg der Buße, des Gebetes und des Kampfes dahinpilgert und ihre Erdenmühen kürzt durch die Hoffnungsgesänge auf die himmlische Heimat, der sie entgegenzieht. Die Kevelaerpilger werden gewiß bei dieser Schilderung an ihre eigene Wallfahrt erinnert. Diese Wallfahrten waren so beliebt bei den Rompilgern und weckten bei denselben noch später in der Heimat ein so süßes Heimweh nach den schönen Tagen und Gnadenfristen in Rom, daß sie diese frommen Gepflogenheiten in ihrer Heimat einzubürgern und heimisch zu machen versuchten. So entstanden Nachbildungen der sieben Kirchen in manch anderen Städten wie in Bologna, Tulle, Le Mans, Angers, Beauvais, wo entweder in diesen Kapellen oder an ebensovielen Altären derselben Kirchen reiche Ablässe gewonnen werden konnten.

Zeitgenössisches.

Es hat Zeiten gegeben, in denen die Völker Europas und in ihnen die Mehrzahl der Menschen in ihrem Denken und Handeln sich bestimmen ließen von dem Glauben an eine höhere Welt.

Mit ihrem Dasein und Leben in die Natur verflochten und in seinen leiblichen und irdischen Bedürfnissen von ihr abhängend, taten sie auch das, was zur Erhaltung ihres Daseins und zur Vermehrung ihres Menschenglückes nötig war.

Aber ihnen waren diese Erdengüter doch nicht Anfang und Ende aller Dinge, ihre Interessen gingen nicht rein darin auf. Im Gegenteil, sie opferten oft genug solche Interessen, verzichteten auf die gewöhnlichen Erdenfreuden, gingen selbst für ihren Glauben und ihre religiöse Ueberzeugung in den Tod.

Das kam daher, weil sie an eine höhere überirdische Welt und Wirklichkeit glaubten, an einen persönlichen Gott und eine von ihm gegebene übernatürliche Offenbarung, die Glauben verlange, durch sittliche Vorschriften, Gebote, das Leben der Menschen regele und einstmals von all ihrem Tun und Lassen Rechenschaft fordere.

Und von alledem waren sie so fest überzeugt, und diese höhere Welt und Wirklichkeit war ihnen so sicher, wie der Boden, auf dem sie wandelten, und die Sonne, die sie beschien. Sie waren Christen und als solche überzeugt, daß Gott, dessen Sohn aus Liebe zu uns Mensch geworden und durch ein Leben der Selbstverleugnung unser Vorbild sein wollte, Handlungen von ihnen verlange, hart und opfervoll und entgegen den menschlichen durch die Erbsünde in Unordnung geratenen Trieben. Wären dieser Glaube und diese religiöse Ueberzeugung nicht gewesen, so hätte es keine Schar von Martyrern gegeben, hätte nicht eine ungezählte Menge von Einsiedlern die Wüste bevölkert, nennte nicht die Litanei so viele Bekenner, gäbe es nicht so viele freiwillige Arme, Beter und Krankenpflegende, keine Kreuzzüge und keinen Sieg des Christentums über das heidnische Rom.

Auch heute gibts noch viele solcher, aus, in und durch den Glauben lebender Menschen, aber ihre Zahl ist nicht mehr so groß. Wohl gibts noch viele, die sich als Kinder katholischer Familien durch christkatholische Erziehung u. das Beibehalten der der Sitte entsprechenden gewohnheitsmäßigen religiösen Uebungen äußerlich zu diesem Glauben bekennen. Aber oft genug liegt in diesen Aeußern der einzige Beweis für ihr Christentum und ihren Katholizismus. Machten sie diese Uebungen, die ihrem Leben noch einen religiösen Anstrich geben, nicht mit, so würde ihr Leben sich kaum von dem derjenigen unterscheiden, die überhaupt religions- und glaubenslos sind. Ihr Leben, ihr Denken, Reden und Tun strömt nicht aus übernatürlicher Quelle. Bei ihnen ist nicht die Religion so die Wurzel ihrer Lebensentfaltung, daß tatsächlich ihre ganze Lebenslinie verlief, wie die solcher Mitmenschen, bei denen die Religion ohnehin keinen bestimmenden Faktor mehr bildet.

Man hat vielfach diese Quelle so verschüttet und austrocknen lassen, daß man kaum in der Oeffentlichkeit noch davon hört, daß eine Gemeinde, ein Staat, ein Stand oder eine Klasse eine bestimmte Handlung vollbringe oder vollbringen solle, weil Gott es wolle, daß im Kampf der Völker oder der Klassen eine Handlung, ein Opfer, ein Verzicht verlangt werde, weil Gottes Gesetz es so heische. Selbst diejenigen, die in ihrem eigenen Leben von religiösen Vorstellungen sich leiten lassen, scheuen sich oft, sie für das öffentliche Leben als maßgebend und bestimmend zu reklamieren.

Die Beweggründe des Handelns, die heute öffentlich genannt und anerkannt werden — aus jeder Zeitung, Parlamentssitzung, politischen oder wirtschaftlichen Berufsversammlung kann man es alle Tage entnehmen — sind der sichtbare irdische Vorteil, der Erfolg Einzelner oder ganzer Gruppen, wie Arbeiter, Handwerker, Bauern, Kaufleute, Beamten, Kapitalisten, Parteien.

Das ist das niedere Motiv, das andere zwar höher stehende Motiv ist, daß das Gesamtinteresse nicht durch einzelne dürfe ge-